

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

schen gefahrdrohend wird und ihn zwingt, ein schützendes Lager aufzusuchen und die Wildnis den Tieren gehört, da hält M'Bala mit Seinesgleichen große Gesellschaft in den geräumigen Hallen der Natur, deren Boden von den Elephanten geäubert und wie die Tenne einer Scheune festgestampft ist.

Dann beginnt der rituelle Tanz, den Rudyard Kipling so trefflich beschrieben und den einer seiner Helden, der kleine Elephanten-Toomai, der auf dem Hals des mächtigen Kala-Nag saß, mitangesehen hat. Ich kenne den Wortlaut auswendig und habe ihn mehr denn einmal im Herzen Afrikas hergesagt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben ins Gedächtnis rufe:

„Da ward ein dumpfer, brummender, zuerst kaum vernehmbarer Laut hörbar, und Klein-Toomai vermochte erst nicht imstande zu sein, dessen Ursache zu erkennen. Immer lauter und lauter wurde der Lärm, und Kala-Nag erhob im Takt die Vorderfüße, einen nach dem anderen, — eins, zwei, eins, zwei, — so regelmäßig wie der Hammer einer Schmiede. Nun stampften alle Elephanten zusammen ihre Füße auf den Boden: und es schien als wirbelte die Kriegstrommel am Eingang einer Höhle. Immer noch fiel der Tau von den Bäumen, bis kein Tropfen mehr auf den Blättern blieb; und das dumpfe Getrommel tönte weiter, der Boden schwankte und dröhnte, so daß Klein-Toomai die Hände über die Ohren hielt, um es nicht mehr zu hören. Aber ein heftiges Beben ging durch seinen ganzen Körper; das Stampfen mehrerer hundert, schweren Füße auf den nackten Boden. Ein oder zweimal spürte er wie Kala-Nag und alle anderen einige Schritte vorwärts tappten, und das Getrampel wurde weicher auf zertretenem Gras und aufspritzendem Saft, aber eine oder zwei Minuten später ertönte wieder der trommelnde Lärm der breiten Füße auf dem harten Boden“.

Auf diese Weise, fuhr Murbé fort, versammeln sich die Elephanten zum Tanz,

bevor sie der tödlichen Kugel des weißen Jägers erliegen oder, der Fall wird immer seltener, bevor sie in jenen geheimnisvollen Todesstätten im innersten Urwald, von denen die afrikanischen Sagen berichten, in hohem Greisenalter ihr Leben aushauchen.

In jenen weiten Lichtungen, so weit und so groß als ihre Ballsäle, wo sich die Knochenüberreste der Riesen aufhäufen, bersten die von den weißen Menschen so begehrten Zähne, zerplittern und sterben ab, wie alles Irdische. Und so gelingt es manchmal M'Bala, seine Überreste der Eier seiner Verfolger zu entziehen.

**

Nachdem er sein Loblied auf M'Bala beendet, glitt ein Lächeln über die schmalen Lippen Murbé's, dem ich solche Lyrik ebensowenig wie solche Feinfühligkeit den Tieren gegenüber — die er doch hundertweise erlegt hatte — nie zugetraut hätte.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte:

— Sie fragen sich jedenfalls, wie es kommt, daß ich trotz meiner Anhänglichkeit für den Elephanten, so viele Jahre lang deren leidenschaftlicher Jäger habe sein können. Es war dabei keinerlei Heuchelei: nur die Not hat aus mir einen Bondjou M'Bala gemacht, von dem die Schwarzen noch lange abends in ihren Hütten erzählen werden.

Ich hatte keinen Centime mehr in der Tasche und bald merkte ich, daß selbst in der Wildnis das Geld unentbehrlich ist: meine Munition und Kleider, die sich mit rasender Geschwindigkeit abnutzten, mußten erneuert werden; ich mußte mir einigen Proviant, namentlich aber Wein und Konserven verschaffen, denn der Weiße kann nicht ausschließlich, wie der Neger, von Maniokmehl, Bananen und Wild leben. Auch mußte ich an die Ersparnisse für die Zukunft denken.

Daher mußte ich in den Dienst einer Faktorei treten, die in Fort Arkhambault, am Chari, eine große Eisenfirmenvertretung

Lange bin ich für diese auf die Elephantenjagd gegangen: zuerst ohne viel Begeisterung, dann habe ich das Wild erlegt, um zu leben, schließlich mit Leidenschaft, denn die Jagd wird tatsächlich zur Leidenschaft; mit Wut endlich, wie der Mörder, den das Blut trunken macht. Ich zog auf die Elephantenjagd bis zum Tag, an welchem ich Zeuge war vom Todesringen eines alten einsam lebenden männlichen Elephanten, des schönsten Einsiedlers, den ich je gesehen: ein mächtiges, riesenhaftes, wunderbares Tier, das sicher hundert Jahre alt war; eines jener Tiere, die mindestens hundert Jahre alt sein müssen, um ausgewachsen zu sein; es war das Vorbild des von Leconte de Lisle in so poetischen Strophen besungenen Karawanenführers.

Sein Mord verursacht mir heute noch Gewissensbisse. . . sie werden bald erfahren weshalb!

Dies Ungetüm war in der ganzen Gegend des Dubanghi Chari wegen seiner Größe, seines majestätischen Aussehens, aber namentlich wegen seiner Zähne bekannt. Jeder Zahn wog 250 Pfund; ein kleines Vermögen beim heutigen Elfenbeinkurs. Wenn das Tier mit gesenktem Kopfe einhertritt, graben seine Zähne tiefe Furchen in den Boden, deren Spur man leicht hätte folgen können: aber stets verschwanden sie plötzlich wieder. Hier verloren sie sich in den Sümpfen, dort verließen sie in den unerforschten Tiefen des Urwaldes. Die Neger hielten ihn für einen Zauberer, der unüberwindbar sei; aber ich hatte mir geschworen, ihn zu erlegen. . . und ich erlegte ihn! Heute bereue ich es, nachdem ich ihm jahrelang nachgestellt. Nie konnte ich nahe genug an diesen Einsiedler herankommen. Da ich seine Spur schon über 12 Monde (1 Jahr) nicht mehr gesehen hatte, fing ich an zu zweifeln, ihn zu erlegen, als ein Sarahäuptling aus dem bedeutendsten Stamm des Landes mich benachrichtigte, daß man diese 50 Zentimeter breite Spur gefunden habe: kein Zweifel! Er war es! Sofort

brach ich auf, voraus eilte ein Haufen Neger, den der voraussichtliche Schmaus, die ungeheure Menge zu verzehrenden und zu trocknenden Fleisches lockte.

Wochenlang folgte ich der Spur des Riesen in der grünen von dichten Baumgruppen besäten Savanne längs der Flüsse und Seen, in denen er täglich badete. Manchmal schwamm er aus gegenüberliegende Ufer, was mich zu weiten Umwegen veranlaßte, um seine Spur wieder zu erspähen.

Oft begegnete ich großen Bäumen, die er einfach weggeräumt hatte aus seinem Weg, wie Kinder dürre Äste abknicken.

Fortwährend hingen meine Gedanken an dem Einsiedler: ich malte mir aus, wie er seine langen Zähne unter den Stamm eines Baumes eingrub, seinen mächtigen Schädel anlegte und mit titanischer Wucht sich gegen den Baum stemmte, bis dieser umfiel und der Riese sich dann in aller Gemütsruhe an dem ersehnten Grün seiner Blätter sattfressen konnte. Oft hatte ich das Kunststück von anderen Elephanten ausführen sehen, mit einer Sicherheit und selbstbewußten Kraft, die mit bestimmten, wohlüberlegten Bewegungen die nötige Anstrengung erwägt und an der richtigen Stelle ausführt, dies alles mit der größten Ruhe und Stille.

Das Bild, das ich mir vom Riesen ausmalte, spornte mich noch an, trotz der erschöpfenden Strapazen und der drückenden Hitze, die mir das Gehirn auszutrocknen drohte, die Verfolgung mit doppeltem Eifer und heller Mordlust fortzusetzen: ich glaubte ihn vor mir zu sehen, wie er den Kopf wiegend, sich mit seinen mächtigen Ohren fächelte und im Vorbeischießen hier ein zartes Blatt, dort eine Frucht abriß, um dann plötzlich, Gefahr witternd, still zu stehen und unruhig umherzuspähen. Ich sah, wie er dann, den Kopf erhebend, seine lässige Gangart anschlug, d. h. im gestreckten Galopp eines Pferdes verschwand, ohne irgendwelche Spur zu hinterlassen als die Rothausen, die ich überschreiten mußte und in die ich

manchmal bis über die Knie einsank, und die Schnörkel, die seine langen Zähne beim Wezen in die Felsen einsetzten.

Wochenlang dauerte die Verfolgung.

Eines Tages endlich, gegen Sonnenuntergang, eilten meine Neger mit der frohen Kunde herbei, sie hätten M'Wala entdeckt: er schlummere ganz in der Nähe auf seinen säulendicken Beinen im Schatten eines Baobab.

Ich benützte diese so günstige Gelegenheit, um mich mit leisen Schritten heranzuschleichen; vor Aufregung zitternd, schaute ich den Riesen, den ich bis jetzt nur von weitem, meist nur mit dem Fernglas gesehen hatte. Er übertraf noch meine Vorstellung, und mein Herz klopfte vor Ungeduld: Diesmal werde ich ihn erlegen... er wird mir nicht entgehen!

Aus guter Entfernung — dreißig Schritte ungefähr — zielte ich und traf ihn mitten in die Stirn; ein schwarzer Blutstrom quoll aus der Wunde. Aber der Elefant war nur verletzt! er reckte den Kopf, schüttelte seine mächtigen Ohren, deren ein jedes mindestens zwei Meter maß, und sein Rüssel wie ein Waldhorn erhebend, stieß er einen so fürchterlichen Schrei aus, daß ich ihn heute noch zu hören glaube, denn er ertönte wie der metallische Klang einer Kriegstrompete; gleichzeitig ging der mächtige Körper zum Angriff über und zwar mit so plötzlicher Behendigkeit, daß ich mich gerade noch rechtzeitig, durch eine rasche Wendung, hinter einen dicken Baumstamm flüchten konnte: der Riese streifte mich nur, aber um einige Zentimeter wäre es um mich geschehen gewesen: er hätte mich wie ein Wurm erdrückt!

Da er dem Dickicht zueilte, wo ich ihn aus den Augen verlieren würde, so schoß ich ihm eine zweite Kugel in die Kniehöhle nach: er blieb stehen, die rechte Kniehöhle war zerschmettert. Sich umwendend, auf drei Beinen, stellte er sich uns entgegen. Mit erhobenem Kopf und weitabstehenden Ohren, in majestätischer

Haltung, sah er immer noch achtungsbietend aus. Eine dritte Kugel zerbrach dann das linke Bein, wodurch er genötigt wurde, mit einem neuen Schrei niederzuknien: jetzt war er in meiner Macht! Rasch lud ich mein Gewehr wieder und, näher tretend, schoß ich meine vierte Kugel dem Riesen abermals in die Stirn, diesmal aber erfolgreicher: blutüberströmt stürzte er auf die Seite. Sein Rüssel peitschte die dumpfe Luft, in der dichte Fliegenwärme summten.

Sein linkes Ohr bewegte sich, einem riesigen Fächer gleich, und klatschte auf seinen Nacken, die mächtigen Zähne wühlten die Erde auf und sein freier Fuß strengte sich zu einem letzten Galopp an. Ich schritt um das Tier herum, um ihm den Gnadenschuß zu geben: da befiel sich sein kleines, graues und so intelligentes Auge auf meine Zwerggestalt, die mit einem Stück Eisen seinem hundertjährigen Leben ein so jähes Ende bereitet hatte.

Der Ausdruck des Blickes war beinahe menschlich! Todesangst und vorwurfsvolles Befremden über meine Tat schienen sich darin zu spiegeln. Und um den gefallenen Riesen drängten sich die Neger, die jubelten und schrien. Die hereinbrechende Nacht warf ihre Schatten über den Wald, in dem sich nun unheimliche Gestalten zeigten, die Hyänen!

Dann gab ich dem Elefanten den Gnadenschuß, der sein Hirn durchdrang; die schweren Glieder reckten sich ein letztes Mal, während aus dem weitgeöffneten Rachen ein letzter Seufzer drang: der Riese war endlich tot!

Die Neger zündeten große Feuer an, um die Beute zu zerteilen und auch um die vom Fleischgeruch angelockten wilden Tiere fernzuhalten.

Der Kopf ward mit einer Art zerhauen, um die Elfenbeinzähne zu gewinnen; dann zerschnitten sie mit dem Säbel den Rüssel, der bekanntlich ein Leckerbissen sein soll. Andere Neger wieder fielen über den Bauch her, aus dem die Ein-

geweiden herausströmten und beinahe einen der Metzger erstickt hätten. Dann trat ein Sara-Neger vor, Zeit meines Lebens werde ich ihn sehen, wie er in der Brusthöhle des Riesen verschwand, um das Herz herauszureißen und nach wenigen Minuten, die Beute im Arm, bluttriefend wieder erschien. Da eilten seine Gefährten mit ihrem Messer herbei, um ihren Anteil an dem mächtigen Herzen zu erhaschen. Es gab ein fürchterliches Gedränge, aus dem mehrere verwundet hervorgingen. Es war eine abscheuliche Szene, ich glaubte mich bei den Menschenfressern.

Obwohl ich oft schon solchen Gelagen beigewohnt hatte, kam mir dieses in Anbetracht der Riesengestalt meines Opfers widerlich vor, und jetzt bereute ich meine Tat. Es sollte meine letzte Elefantenjagd gewesen sein!

Sieben Jahre lang schon durchquerte ich die Savanne, die Sonne hatte mich ausgetrocknet, ich war nur noch Haut und Knochen. Fieber schüttelte mich bei 30 Grad im Schatten, dann wieder lief mir der Schweiß aus allen Poren. Dazu quälten mich die Insekten; die Ameisen, die einem in der Nacht die stärksten Stiefel von den Füßen fressen. Die ärgerlichen Schnaken, die Becken, die sich unter die Nägel einfrassen und die man allabendlich entfernen muß. Die schreckliche Tse-Tse-Mücke, die die Herden vernichten und bei dem Menschen die Schlafkrankheit erregen. Ohne von den Skorpionen, Ameisen aller Gattungen und Größen zu sprechen, kurz all dem unzähligen, beweglichen, beißenden, übelriechenden kleinen Getier, das tausendmal gefährlicher ist als die wilden Tiere und insbesondere als *Bamara*, dessen Brüllen die afrikanischen Nächte eher belebt als stört.

Als ich mit dieser letzten Jagdbeute nach Fort-Archambault zurückkehrte, verlangte ich meine Abrechnung. Mein Konto, das sich um die Zinsen erhöht hatte, erlaubte mir nach Frankreich zurückzukehren und daselbst ein paar Jahre sorgenfrei zu verbringen.

Sie kennen das Ende meiner Geschichte, die unverhoffte Erbschaft, die mich vom Savannenjäger zum reichen Bürger machte. Nun fehlte mir nichts mehr, um mein Leben in aller Gemütsruhe zu genießen. Und doch ist, wie sie wissen, die Anziehungskraft Afrikas, seines Himmels, seiner Savannen und Wälder so stark, daß ich mich nach wenigen Monaten zu Tode langweilte und ernstlich daran dachte, mein abenteuerliches Jagdleben wieder aufzunehmen. Meine Abreise war beschlossen. Ich wollte einen Freund, einen Kolonialoffizier begleiten, der noch seinen zweimonatigen Urlaub genoß, während ich unterdessen in La Baule weilte, wo ich diese Villa geerbt hatte. La Baule gefiel mir außerordentlich, die Reinheit der Luft, das Meer und der naheliegende Wald, der belebte Strand und die Geselligkeit des Casinos, die mit der idyllischen Stille des Waldes einen so absteckenden Kontrast bilden, die Möglichkeit, sich aus dem regen Gesellschaftsleben eines besuchten Badeortes in die Einsamkeit flüchten zu können, dies alles entzückte mich.

In meiner Villa „Chante-clair“ wartete ich ohne jegliche Ungeduld auf die Abreise, als vierzehn Tage vor der Einschiffung das alltägliche und doch zugleich höchst dramatische Ereignis eintrat, das wie eine Außerung von Kannibalismus hätte sein können! Und zwar nicht im Innern Afrikas, wo mir die Neger stets Achtung bezeugten, sondern in unmittelbarer Nähe eines besuchten Badeortes der zivilisierten Welt.

Die sonst so ruhige und ernste Stimme *Nturbe's* bebte vor Aufregung. Der erprobte Jäger, der so viele Gefahren überstanden hatte, zitterte bei dem Gedanken an das, was er mir erzählen wollte. Ich war ganz Ohr. Er fuhr fort:

„Sie wissen wie dieser Badeort stets zunimmt. Bad La Baule aus der guten alten Zeit wird bald Pornichet, La Bauleles-Pins, Le Pouliguen vereint miteingreifen. Kilometer weit erstrecken sich Hotels, Villas, Gärten zwischen dem Meer

und dem Wald, längs des schön gebogenen Strandes, einer der schönsten, die ich kenne.

Spekulation hat selbstredend mitgesprochen; Architekten und Unternehmer bauen überall und ziehen eine Anzahl Arbeiter an, Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Gipsler, Leute jeglichen Alters und aus aller Herren Länder, worunter auch einige Strolche, die angeblich arbeitssuchend auf eine Gelegenheit lauern, irgend einen lohnenden Streich auszuführen.

Einem solchen Schlingel der Tags zuvor von der Arbeitsstelle entlassen worden war, wäre ich beinahe zum Opfer gefallen.

Es trug sich folgendermaßen zu:

Da ich in Afrika die Gewohnheit angenommen hatte, mit der Sonne aufzusteigen, unternahm ich jeden Morgen nach dem ersten Frühstück einen Spaziergang in den Wald. Zu dieser frühen Stunde liegt der Tau noch auf allen Blättern und duftet herrlich in der stillen Einsamkeit, wo man beinahe sicher sein kann, keiner Menschenseele zu begegnen, was ich doppelt einschätzte.

So spazierte ich vor ungefähr zwei Monaten zu Anfang der Saison gegen fünf Uhr morgens im Pinienwald. Das Wetter war herrlich. Durch das durchsichtige Geäst der Fichten schimmerte der Himmel wie ein zartblaues Velum. Der angenehme Duft der Ginsterblüten mischte sich mit herbem Harzgeruch, Eichhörnchen huschten von Ast zu Ast und emsig hämmerten die Spechte an den Stämmen. In der Ferne vernahm ich das Rauschen des Meeres, das die Flut herüber trug. Alles schlief in der Stadt, sodaß kein Autohupen, kein Gespräch die hehre Ruhe dieses schönen Erdenwinkels störte. Tief empfand meine Seele das beglückende Gefühl, allein zu sein, fern von den aufregenden Menschen. Meine Gedanken wanderten ohne Zusammenhang von einem Gegenstand zum anderen, als ich plötzlich in einer Vertiefung des Waldes, die mein

Blick zufällig streifte, einen schmutzigen Wanderburschen wahrte, dessen Äußeres wenig Zutrauen erweckte.

Es war ein großer, stämmiger Kerl mit falschblickenden Augen; sein struppiges Haar, das voller Tannennadeln hing, bewies, daß er die Nacht unter freiem Himmel verbracht hatte. In der linken Hand hielt er einen knorrigen Stoc, den er mit einem langen, spitzen und scharfen Taschmesser bearbeitete.

Als ich in seiner Nähe vorbeikam, warf er mir einen gehässigen Blick zu, der so recht den unsagbaren Haß bekundete, den ein Gauner, der das Opfer einer schlecht organisierten Gesellschaft zu sein glaubt, einem ehrlichen Bürger gegenüber empfinden kann.

Sein ganzes Wesen erweckte meine Abscheu: unwillkürlich dachte ich an irgend einen Flüchtling aus dem Gefängnis, obdachlos, im Begriff einen schlechten Streich auszuführen.

Ich war indessen ohne Besorgnis, denn ich trug nur einiges Kleingeld bei mir und in den Wäldern Afrikas hatte ich weit gefährlichere Begegnungen gemacht. Auch wissen Sie ja, daß ich ziemlich stark bin, und daß der Ringkampf für mich keinerlei Geheimnisse hat.

Ohne mich weiter um den Mann zu kümmern, wollte ich vorbeigehen, als er mich in ganz unverschämtem Ton um ein Almosen ansprach, da er arbeitslos sei und seit mehreren Tagen nichts gegessen habe. Ich lehnte seine Forderung ziemlich barsch ab.

Da beschimpfte mich der Strolch, nannte mich „Goldmaul“... Kerle, die, wie ich, den Mund voll Gold haben, wovon er mindestens sechs Monate leben könne, verdienten nur, daß man sie abschlachte.

Auf diese Drohungen und nachdem er um sich geschaut und sich vergewissert hatte, daß wir allein waren, warf er seinen Stoc weg, und schritt mit offenem Messer auf mich zu.

Schon erhob er die Hand, um mich am Hals zu fassen, als ich ihn mit einem Stoß unters Kinn zu Boden streckte: mein Gegner war „knock-out“. Hätte es sich um einen Match gehandelt, hätte der Schiedsrichter, im langsamsten Tempo, die vorschriftsmäßigen 10 Sekunden zählen können. Ich benutzte die Gelegenheit, um das Messer, das der Strolch hatte fallen lassen, aufzuheben, wobei ich mich überzeigte, daß es eine äußerst gefährliche Waffe war. Diese Feststellung bewog mich, es in die Tasche zu stecken, um es der Gendarmerie abzuliefern und den Angriff, der für mich hätte tragisch sein können, zur Anzeige zu bringen.

Eben war ich im Begriff, meinen unterbrochenen Spaziergang fortzusetzen, als der Schuft wieder zu sich kam. Sich halb aufrichtend und verwundert um sich blinkend, schien er über das Geschehene nicht recht im klaren zu sein. Doch, als er mich wahrte, suchten seine Augen das Messer und, da er es nicht fand, zog er jedenfalls die Folgerung, daß ich es beschlagnahmt hatte. Da er meine Absicht erriet, entwaffnet war und meine Muskelkraft erprobt hatte, änderte er seinen Ton und flehte mich an, ihn nicht anzuzeigen und ihm das Messer zurückzugeben, da er schwören könne niemals einen schlechten Gebrauch davon gemacht zu haben und vorhin nur im Zorn gehandelt hatte.

Selbstredend schlug ich die Bitte ab, war aber schwach genug, ihm einen Zehnfrankenschein hinzuhalten, indem ich sagte:

— Ihr Messer können Sie in zwei Stunden auf der Gendarmerie in Empfang nehmen, wenn Sie es wünschen, was ich bezweifle; ich rate Ihnen jedoch, meinen Weg zu meiden und dies Geld dazu zu benutzen, um nach Saint-Nazaire zu fahren, wo Sie im Hafen schon Arbeit finden werden.

Ohne zu danken, steckte der Strolch das Geld ein, warf mir noch einen Blick machtlosen Hasses zu, und als ich mich weit genug entfernt hatte, rief er mir nochmals Schimpfsworte nach, auch goldschmauziger

Dieb. Ich ließ ihn gewähren und schritt ruhig weiter, in Gedanken erwägend, wie man doch in zivilisierten Ländern manchmal unangenehme Begegnungen machen kann, während mir, im Herzen Afrikas, die Menschen — von einigen belanglosen Zwistigkeiten abgesehen — niemals Unannehmlichkeiten bereitet hatten.

Nachdem ich dann noch eine kleine Stunde umherspaziert war, legte ich mich unter einen schattigen Baum und schlief alsbald ein, denn Tags zuvor war ich etwas spät zu Bett gegangen, da ich den Abend im Casino verbracht hatte.

Ich schlummerte schon einige Zeit, doch den leichten Schlaf des Pfadfinders gewohnt, dessen Rasten in der Savanne eine stete Gefahr bedeutet, erwachte ich plötzlich mit dem Gefühl einer unmittelbaren, drohenden Gefahr von Tier oder Mensch.

Noch lag ich ausgestreckt, aufhorchend, die Augen zum blauen Firmament erhoben, das durch das Grün der Bäume hindurchschien, als ich gerade über meinem Kopf, das Ende eines knorrigen, erhobenen Stockes wahrte. Mit einer jener Reflexbewegungen, die allen, die gleich mir, das gefährvolle Leben in der Savanne geführt haben, eigen sind, warf ich mich mit einem schnellen Ruck zur Seite.

Es war die höchste Zeit! Der Stock des Banditen streifte mir den Kopf, den er sicherlich zerschmettert hätte, wenn er mich in meiner vorherigen Lage getroffen hätte, so wuchtig war der Schlag. Ich war aufgesprungen bevor der Geselle mit dem Stock abermals zum Schlag ausholen konnte: vor Schreck ließ er ihn fallen, denn mein Gesichtsausdruck ließ ihm keinen Zweifel, daß es ihm jetzt schlecht gehen würde. Es war ein Feigling. Ich konnte mich davon überzeugen während ich ihm eine Tracht Prügel versetzte, wobei ich meine wohlgezielten Stöße mit energischen Ausrufen begleitete:

— Da! hast du, elender Schuft!... da! noch eins, du Schurke!... jedesmal ließ

meine Faust ein blaues Mal auf dem erblaßten Gesicht. Ein letzter Hieb warf ihn zu Boden. Mit Fußritten zwang ich ihn aufzustehen und, ihn am Kragen fassend, brachte ich ihn zur Gendarmerie, wo es ein Leichtes war seine Personalien festzustellen, denn seine Anwesenheit in der Gegend war bereits gemeldet.

Es war ein äußerst gefährlicher Verbrecher, ein kürzlich aus Cayenne entflohener Sträfling, der die Woche zuvor auf einem Frachtdampfer aus Paramaribo, der Hauptstadt von niederländisch Guyana, wohin zahlreiche Deportierte entfliehen, zurückgekommen und in Saint-Nazaire gelandet war.

Seinen Lohn hatte er im Wirtshaus verjubelt und war dann nach La Baule gewandert, weniger mit der Absicht, Arbeit zu suchen, als daselbst einen schlechten Schurkenstreich zu verüben, was er auch ohne Zögern zugab. Er hatte tatsächlich 24 Stunden gearbeitet, nur um seine Anwesenheit zu rechtfertigen und sich nachher als arbeitslos ausweisen zu können.

Als ich ihm sagte, ich sei ausgegangen, um einen kleinen Spaziergang im naheliegenden Tannenwäldchen zu machen, somit nur wenig Geld bei mir trug, und er daher ein unnützes Verbrechen begangen hätte, gab mir der Gauner, der sich nunmehr vor meinen Sieben sicher fühlte, kaltblütig die freche Antwort:

— Unnötig? nicht ganz! Mit einer solchen Goldschnauze, wie die Ihrige, wäre doch schon etwas dabei herausgekommen.

Da ich nochmals an Ihnen vorbei ging, und Sie im Schlaf Ihr Maul weit offen hielten, sah ich die einladende Reihe Ihrer Goldzähne und da kam mir der Gedanke, Sie zu erschlagen und mir dann Ihr Gebiß anzueignen, denn ich dachte wohl, daß Sie um diese Stunde Ihre Geldbörse nicht auf sich trugen. Mit dem Erlös der Zähne, hätte ich dann leicht Paris erreicht, wo man mich wohl schwerlich wiedergefunden hätte. Nun werde ich mich wieder einschiffen müssen!... setzte er melancholisch hinzu.

Und tatsächlich erfuhr ich einige Wochen später, daß mein Angreifer, der wegen Mord zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden war, abermals den Weg nach Cayenne angetreten hatte. Ich aber blieb in La Baule, da ich dem afrikanischen Kontinente endgültig Lebewohl gesagt hatte.

Dieser tragische Zwischenfall, bei dem ich beinahe mein Leben eingebüßt hätte, gab mir über so manches nachzudenken: und mein Leben erschien mir mehr denn je, würdig geschont zu werden. Wie stumpfsinnig wäre dieser Tod gewesen, gerade für mich, ich, der so manchen Gefahren entronnen und jetzt alles besaß, um in Ruhe ein glückliches Dasein fristen zu können. Warum sollte ich mich nochmals in die Wüste begeben, mich erneut unzähligen Gefahren aussetzen? Und dann, warum neue Elefantenmorde begehen? Das Todesringen des alten Einsiedlers schwebte mir vor den Augen und erweckte peinliche Gewissensbisse.

Warum hatte ich diesem friedlichen Riesen des Waldes nachgestellt und ihn erlegt? Um mir seine Zähne anzueignen... gerade wie es jener Gauner an mir versuchen wollte! Dieser Gedanke, die Folgerungen, die ich daraus schloß und so manch anderes noch bewogen mich, auf immer den großen Jagden zu entsagen und so gelobte ich, nie wieder nach Afrika zurückzukehren.

„Bondjou M'Bala ist tot!“

Kein Elefantenzahn soll je mein Heim schmücken! Er würde mich gar zu sehr an Mordtaten erinnern namentlich aber an jenen Mordversuch, dem ich beinahe zum Opfer gefallen wäre. **Henry d'Estre.**

ZEMATONE ASTHMA
 Präparate sind jetzt in Frankreich als
POUDRES & CIGARETTES ESCOUFLAIRE
 zu 9 fr. p. Schachtel erhältlich
 Für Probe Muster (frei) schreibe man an
 CH. ESCOUFLAIRE, 110, Grande-Rue, BAISIEUX (Nord)